



Zionistische Führer im Getto Lodz (Zweiter von rechts, stehend: Oskar Singer)

Deutsch-polnische Zusammenarbeit:

Die Edition der Lodzer „Getto-Chronik“

Projekt im Rahmen der Universitätspartnerschaft Gießen – Lodz

Anlässlich des 60. Jahrestages der vollständigen Absperrung des Lodzer Gettos am 30. April 1940 unterzeichneten der Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen und der Rektor der Unywerytet Lodzki im Jahr 2000 eine Vereinbarung, die vorsieht, daß Mitarbeiter beider Universitäten zusammen mit dem Staatsarchiv in Lodz die sogenannte „Getto-Chronik“ und ihre Beischriften, die zwischen 1940 und 1944 in der Statistischen

Abteilung des „Judenältesten von Lodz“ entstanden, auf Deutsch und Polnisch erstmals komplett wissenschaftlich edieren. Diese Vereinbarung kam im Rahmen der Universitätspartnerschaft Gießen-Lodz zustande, die bereits seit fast 25 Jahren besteht.

Die Dokumente legen ein eindrucksvolles Zeugnis von den Lebens- und Leidensbedingungen im Getto Lodz ab – bis heute wurden sie nirgendwo vollständig publi-

ziert, nur wenige Auszüge sind bislang bekannt. Die Texte wurden vom „Ältesten der Juden in Litzmannstadt“, Mordechai Chaim Rumkowski, in Auftrag gegeben. Rumkowski war von den Deutschen ernannt worden; er stand einer scheinbaren jüdischen Selbstverwaltung vor, die zwar im Getto über große Macht verfügte, letztlich aber in allen Belangen den deutschen Behörden untergeordnet war. Ab 1942 forcierte der „Judenältes-

te“ die vollständige Umwandlung des Gettos in ein Arbeitslager, das kriegswichtige Produkte für die Nazis herstellte. Rumkowski hoffte so, die Existenz des Gettos sicherstellen zu können. Lange hatte diese Strategie, die aber stets mit der Deportation „arbeitsunfähiger“ Menschen

Ben-Lodzer Arbeitsgruppe, die aus Sascha Feuchert, Prof. Dr. Erwin Leibfried und Dr. Jörg Riecke – alle Universität Gießen – sowie Julian Baranowski M.A., Staatsarchiv Lodz, Dr. Krystyna Radziszewska und Dr. Krzysztof Woźniak – beide Universität Lodz – besteht, nun die

zeichnen. Gerade diese Texte, die nicht Eingang in die Chronik gefunden haben, bilden das Herzstück des kürzlich vorgelegten Bandes. Er ist unter dem Titel „Im Eilschritt durch den Gettotag...“ im Berliner Philo-Verlag erschienen.



Deportation in ein Vernichtungslager

aus dem Getto in die Vernichtungslager verbunden war, zur Folge, daß das Getto Lodz nicht aufgelöst wurde. Doch im August 1944 wurde es dennoch als letztes Getto auf polnischem Gebiet liquidiert. Die verbliebenen Bewohner wurden allesamt nach Auschwitz deportiert. Als erstes Ergebnis konnte die Gie-

Edition der „Reportagen und Essays aus dem Getto Lodz“ von Dr. Oskar Singer fertigstellen. Singer, Journalist und Schriftsteller aus Prag, gehörte ab 1942 zu den Hauptautoren der Chronik und verfaßte daneben zahlreiche weitere, überwiegend journalistische Texte, die das Leben im Getto Lodz nach-

Fotos: Staatsarchiv Lodz



Ein Kinderheim

Nachfolgend stellen Sascha Feuchert und Dr. Jörg Riecke einige wesentliche Ergebnisse ihrer Forschungsarbeiten vor, wie sie in das Vorwort und den Epilog zur erwähnten Ausgabe Eingang gefunden haben.

Oskar Singers Reportagen aus dem Getto

Einige grundsätzliche Bemerkungen

Von Sascha Feuchert

Als uns im Zuge der Vorarbeiten zur Edition der sogenannten „Lodzer Getto-Chronik“ ein Ordner mit der Aufschrift „Reportagen“ in den Räumen des Staatsarchivs Lodz in die Hände fiel, war uns der Autor der darin enthaltenen Texte bereits gut bekannt: Dr. Oskar Singer aus Prag ist einer der Hauptbeiträge zur Chronik – mehr noch: Er leitete das gesamte Projekt seit Ende 1942. Auch einzelne der kurzen Prosastücke waren uns nicht neu, da sie bereits im Katalog zur Ausstellung *„Unser einziger Weg ist Arbeit“ – Das Getto in Lodz 1940-1944* Aufnahme gefunden hatten. Ein wenig ratlos machte uns freilich der – offenbar erst nach dem Krieg hinzugefügte – Titel der unscheinbaren Mappe: Die Gattungsbezeichnung „Reportage“ war beileibe nicht für alle Werke zutreffend. Vielmehr hatten wir es mit einer irritierenden Fülle von Textsorten zu tun, die zwischen Tagebucheintrag, Essay, flüchtiger Notiz und eben journalistischen Artikeln oszillieren. Uns wurde schnell klar, daß wir die Spur, die diese Texte legen, aufnehmen mußten, um Oskar Singers

Beitrag auch zur Chronik richtig einschätzen zu können. Und: Wir haben spontan entschieden, daß auch die „Reportagen“ Singers veröffentlicht werden müssen. Denn zur Publikation waren sie – so wenig man auch sonst über ihren Entstehungshintergrund vielleicht sagen kann – definitiv bestimmt: Mehr als einmal spricht der Autor einen nicht näher beschriebenen „Leser der Zukunft“ direkt an, dem er schildern will, wie er das Getto und seine Menschen in ihrem Bemühen zu überleben wahrnimmt und bewertet.

Singers Arbeiten erreichen uns, jene von ihm als „Epigonen“ bezeichnete Rezipienten, zu einer Zeit, in der wir – zumindest auf faktischer Ebene – viel wissen über jene Ereignisse, die wir seit einiger Zeit mit der Metapher „Holocaust“ belegen. Auch kennen wir viele Details der Geschichte des Lodzer Gettos, die Oskar Singer natürlich verborgen blieben: Von den Machtkämpfen der deutschen Behörden um die Beherrschung des Gettos etwa konnte er allenfalls Weniges wissen, und auch das grauenhafte Schicksal der „Ausgesiedelten“ aus

dem Getto war ihm nur als vages Gerücht zu Ohren gekommen, dem er wie viele andere auch nur wenig Glauben schenkte. Was hat uns diese „Flaschenpost“ (Hanno Loevy) aus dem Getto, die nach fast genau 60 Jahren zugestellt wird, dann eigentlich noch zu sagen?

„Im Eilschritt durch den Getto-tag“ – Singers Interpretation des Getto-Alltags

Es lohnt sich, die Beantwortung dieser Frage mit einigen allgemeineren Überlegungen zur Holocaustliteratur und ihren Chancen und Grenzen zu verbinden. James E. Young hat mit seiner grundlegenden Untersuchung *Beschreiben des Holocaust* (1997) die Aufmerksamkeit der Interpreten schon vor einigen Jahren auf die „hermeneutischen Aktivitäten bei der Texterzeugung“ gelenkt. Young betont, daß prinzipiell jedes Erzählen Interpretation sei: Immer wird aus einer bestimmten Perspektive berichtet, immer wird – bewußt oder unbewußt – nur bestimmtes Geschehen ausgewählt und auf eine je spezifische Weise angeordnet.



Arbeitspause für Kinder: Die Suppe am Mittag war oft die einzige Nahrung.

Wenn die reale Welt in Sprache übersetzt wird, wird sie zwangsläufig bearbeitet.

Der Holocaust ist nun ein Ereignis, das wohl wie kaum ein anderes narrativ eingeholt wurde: Sich die Bedingungen der Möglichkeit dieser erzählenden Vermittlung klar zu machen ist damit die erste Aufgabe einer kritischen Hermeneutik, die sich den Texten nähert. Young unterstreicht, daß man sich immer bewußt machen müsse, daß uns die Texte von Zeitzeugen nicht nur die Ereignisse beschreiben, sondern daß sie mit ihrer Auswahl, Anordnung und Erzählweise immer auch vorschreiben, wie wir diese Geschehnisse wahrnehmen. Sie tun dies freilich unterschiedlich explizit.

Oskar Singer z.B. läßt den Leser mehr als einmal regelrecht „zuschauen“, wie er seine Texte konstruiert und wie er damit die Sicht des Lesers auf die berichteten Ereignisse – oder die verschwiegenen – prägt. Er gestattet uns damit einen Blick in die Werkstatt, der dem Leser auch einen Hinweis zum Umgang mit den Texten geben kann. Einmal etwa, als er beobachtet, wie

ein Vorgesetzter namens Levi in einem Gettobetrieb einen Arbeiter schlägt, schreibt er: „Ich will gar nicht wissen, wie er mit dem Vornamen heisst, er könnte ja ein Samuel, ein Mosche oder Jakob oder Abraham sein. Besser ich weiss nichts von ihm und so wird auch ein späterer Leser von ihm nichts wissen.“

Freilich: Nicht immer und in jedem Artikel läßt uns Singer explizit teilhaben an der Genese seiner Texte. Oft verschantzt er, der gelernte Journalist, sich geradezu hinter der Maske des Reporters, der versucht, mit einer Akkuratess der Beobachtung und einer faktischen Verortung – es gibt eine Menge Tabellen mit Produktionszahlen, Verbrauchsübersichten und vielem mehr – für einen „objektiven“ Bericht zu sorgen. Allerdings darf man diesen Gestus nicht mißverstehen: Immer ist der Autor, der für diese Objektivität „sorgt“, im Text auch spürbar präsent – wenn auch manchmal nur an den verallgemeinernden Pronomen „wir“ oder „uns“ abzulesen. Singer huldigt in den dezidiert journalistischen Texten jener – paradox formuliert –

subjektiv hergestellten Objektivität, die er offenbar aus den Reportagen Egon Erwin Kischs kannte: Dem Kollegen aus Prag und Erfinder des *rasenden Reporters* tut er es gleich, wenn auch seine Berichte die kritisch-engagierte Einstellung ihres Verfassers und das Bemühen um höchstmögliche Sachlichkeit gleichzeitig illustrieren.

Man ahnt jedoch, daß dieses Vorgehen noch einem existentielleren Bedürfnis diene: „Dabeisein, aber nicht Dazugehören“, jene vielzitierte Rollenzuschreibung für den guten Reporter, erlaubte es dem Autor im Akt des Schreibens, sich mindestens mental und für einen kurzen Augenblick außerhalb der Geschehnisse zu stellen, einen Blick zu gewinnen, der tatsächlich von einem „Danach“ ausgehen kann und an eine Überwindung des Grauens glaubt. In dieser anziterten, besseren Zukunft sollen die Texte nicht nur dem Historiker als Quelle dienen, sondern sie haben dann auch etwas von ihrem Verfasser in diese neue Welt hinübergerettet – trotz der distanzierenden journalistischen Grundhaltung ist er bewußt eingeschrieben in die



Sascha Feuchert, Jahrgang 1971, Studium der Germanistik, Anglistik und Pädagogik an den Universitäten Gießen und Lodz (Polen). Seit 2000 Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Lehrbeauftragter am Institut für Neuere deutsche Literatur der Justus-Liebig-Universität Gießen; dort auch stellvertretender Leiter der Arbeitsstelle Holocaustliteratur, die er 1998 zusammen mit Prof. Dr. Erwin Leibfried gegründet hat. Seit 2000 auch Lehrbeauftragter an der Universität Stettin (Polen). Seine Arbeitsschwerpunkte: Holocaustliteratur, Autobiographie und Biographie, Kriminalliteratur. Sascha Feuchert koordiniert zudem alle Auslandsbeziehungen des Fachgebiets Germanistik; speziell ist er einer der Koordinatoren der vom DAAD geförderten Institutspartnerschaft zwischen den germanistischen Instituten der Universitäten Lodz und Gießen.

von ihm erstellten Zeugnisse.

Die Rolle des Reporters nimmt Singer vor allem in seinen Beschreibungen der zahlreichen von ihm besuchten Gettobetriebe ein: Staunend, manchmal auch ironisch-distanzierend, berichtet er über die eingesperrten und unterernährten Menschen, die inmitten dieses Grauens versuchen, „Gettowunder“ zu vollbringen und Sinnvolles zu produzieren. Man spürt, daß es ihm hier weniger darum geht, die Leistungen einer Administrative zu loben, sondern daß Singer in den Arbeitsstätten Lebenswille, Würde und Selbstbehauptung versinnbildlicht sieht. „Wir wollen leben, wir werden leben, darum müssen die letzten Fäden sterben“, stellt er z.B. fest, als er die Versuche der Arbeiter im Ressort für Altmaterial beschreibt, Fadenreste aus einem Lederstück zu entfernen.

Das Paradoxon, daß ausgerechnet das Arbeiten für die Kriegsproduktion des Feindes das Überleben sichert, wo doch dessen Niederlage allein das Ende des Martyriums bedeuten würde, läßt Singer weitgehend unangetastet. Er akzeptiert offenbar die Politik des Judenältesten, Mordechai Chaim Rumkowski, der in der Sklavenarbeit, die immer auch mit der Deportation nicht mehr arbeitsfähiger Menschen verbunden ist, den einzigen Weg sieht. Das Überleben der Gemeinschaft, so Rumkowskis Position, müsse so lange durch Beschäf-

tigung gesichert werden, bis irgendeine Rettung in Sicht käme. Singer bewertet diese Politik nie, auch schweigt er nahezu vollständig über diejenigen, die die grauenhaften Zustände im Getto überhaupt erst verursachen: Die Nazis tauchen selten auf – nicht nur aus Angst ignoriert er sie, vielmehr scheinen ihm die Peiniger es nicht wert zu sein, erwähnt zu werden.

Singers Urteile in den Reportagen sind nicht eindeutig: Angesichts aktueller Ereignisse oder neuer Beobachtungen revidiert er seine Ansichten, ordnet seine Interpretationen stets neu – auch das macht die Qualität seiner Texte aus und verleiht ihnen eine eigene Unmittelbarkeit. Seine Einschätzungen schwanken besonders, wenn die Rede auf die Mitglieder der scheinbaren jüdischen Selbstverwaltung kommt: Lobt er hier noch die Leistungen der Administrative, die die zahlreichen Gettobetriebe überhaupt möglich gemacht hat und dadurch für Lebensmittel sorgt, fällt er dort schon ein ganz vernichtendes Urteil: „Der jüdische Beamte im Getto hat sich ethisch nicht bewährt.“ Vor allem Willkür geißelt er und persönliche Vorteilsnahme, die auf dem Rücken des nichtbeamteten Gettobewohners ausgetragen werden und nicht selten tödliche Folgen haben. In „Zwei Tage zu spät“ etwa berichtet er, wie durch Versäumnisse und persönliches Fehlverhalten ein junger Mensch Hungers stirbt. Ein Übel stellt er dabei besonders heraus: „Auch im Getto will man Karriere machen“.

Seine Sicht auf Rumkowski, den Leiter der jüdischen Gettoverwaltung, fällt dagegen relativ milde aus. Zwar berichtet er von dessen Wutausbrüchen und seiner Neigung, auch bei engsten Vertrauten nicht die geringste Eigeninitiative zu dulden, doch verbietet er sich direkte Kritik an Rumkowski, auf dessen Gunst er schließlich aufgrund seiner privilegierten Stellung

als „Beamter“ stets angewiesen war. Im Gegenteil: In seinen ebenfalls erhaltenen Textentwürfen für ein Album, das dem Präses geschenkt wurde, erscheint Rumkowski, zumindest auf den ersten Blick, nahezu als eine biblische Gestalt, als ein Nachfahre Moses, der sein Volk zwar mit harter Hand regiert, der es alleine aber in eine glücklichere Zukunft zu führen vermag.

Lucille Eichengreen, die im Getto acht Monate lang für Singer als Sekretärin gearbeitet hat, bewertet diese Texte, die ihr erst jetzt bekannt wurden, als „reine Brotarbeit; dafür hat Dr. Singer wahrscheinlich eine Extraportion Essen bekommen. Es war auf jeden Fall nicht seine wirkliche Meinung über Rumkowski, vor dem er stets große Angst hatte.“ Singers Angst ist denn auch in einigen Texten spürbar, so wenn er an anderer Stelle das System des Judenältesten als ein „auf Furcht aufgebaute[s] Regime“ bezeichnet. Damit ist der Leser auf eine weitere Grenze von Singers Texten hingewiesen: Der Autor stand natürlich – allen journalistischen Distanzierungsversuchen zum Trotz – unter demselben Selbsterhaltungsdruck, den alle anderen Gettobewohner auch auszuhalten hatten. Seine Familie war mit ihm ins Getto deportiert worden – und er mußte tagtäglich dafür Sorge tragen, daß sie ernährt wurde. Auch seine eigenen körperlichen Nöte und Leiden thematisiert Singer in seinen Texten. Vor allem unter dem Zigarettenmangel litt der Kettenraucher, und so darf es nicht verwundern, wenn die Zigaretten – genauer: ihre Abwesenheit – sich fast leitmotivisch durch viele Texte ziehen.

Singers Interpretationen des Gettoalltags erschöpfen sich freilich nicht in den Reportagen und tagebuchähnlichen Beschreibungen, vielmehr gewinnen sie eine philosophische Qualität, wenn er sich in seinen Essays zum „Problem Ost-

JUSTUS-LIEBIG-
UNIVERSITÄT
GIESSEN

Sascha Feuchert

Arbeitsstelle Holocaustliteratur
Otto-Behaghel-Straße 10 B
35394 Gießen
Tel.: 0641/99-29093
Fax: 641/99-29094
e-mail: Sascha.Feuchert@germanistik.uni-giessen.de



In der Näherei, einem Getto-Betrieb

West“, wie er das Aufeinandertreffen von Ostjuden und Westjuden im Getto überschreibt, übergreifenderen Fragestellungen widmet. In diesen Texten schildert Singer die Spannungen zwischen den Ostjuden, die vielfach aus Lodz stammten, und den ins Getto deportierten Westjuden. Singer „analysiert [...] das Scheitern der Integration der Westjuden entlang [der] grundlegenden Versorgungs- und Verteilungskämpfe“ (Bertrand Perz) innerhalb des Gettos. „Die eigentlichen Gründe für die fehlgeschlagene Integration“, so Perz zum zentralen Motiv der Essays, „sieht [Singer] aber als Problem von Vorurteilen bzw. unterschiedlichen kulturellen Prägungen“. Erstaunen muß, daß der Autor auch in diesen Analysen die Nazis nicht berücksichtigt; er sucht eine Erklärung für das schwierige Zusammenleben der beiden Gruppen nur innerhalb des Gettos. Perz stellt zu Recht heraus, daß es heute zwar leicht falle, Singers Feststellung als falsch zurückzuweisen, „[d]enn wie immer die inneren Verteilungskämpfe einer Zwangsgesellschaft von dieser selbst entschärft oder gelöst werden können, das Mordprogramm der Nationalsozialisten nahm darauf nur soweit und solange Rück-

sicht, solange es politisch und ökonomisch opportun schien. Letztlich machte, wie wir wissen, die Deportation ins Vernichtungslager auch vor jenen nicht halt, denen die Integration in die Ghettogesellschaft gelungen war.“ Aber damit ist die spezielle Sicht Singers auf die Ereignisse noch nicht hinreichend gekennzeichnet. Perz folgert: „In einem Moment, in dem für Singer alles verloren scheinen musste, setzte er [...] darauf, den Untergang der Westjuden im Ghetto ausschließlich als Problem einer jüdischen Gemeinschaft zu diskutieren“; diese Interpretation werde somit zu einem „Akt der Souveränität gegenüber den äußeren Machthabern.“

Damit aber hat man fast das zentrale Movens für Singers Texte überhaupt gekennzeichnet: Es geht fast immer um diesen „Akt der Souveränität“, um jenes Festhalten an einer eigenständigen jüdischen Identität. Man kann dies als einen Akt des Widerstandes verstehen – und dieses Verständnis wird auch nicht aufgehoben durch die Auftragstexte, die er für den Judenältesten verfaßte.

Noch etwas legen die Reportagen und Essays nahe: Singers Interesse für die Probleme und Chancen ei-

nes Zusammenlebens in einer rein jüdischen Gesellschaft haben durchaus auch utopischen Charakter und verweisen auf seine zionistische Prägung. Eine kurze Skizze zu Singers Vorkriegsleben mag dies verdeutlichen.

Prager Prägungen

Singer, am 24. Februar 1893 in Ustron Sudetenland) geboren, gehörte in Prag nicht nur zu den führenden Journalisten – u.a. als Beiträger für das *Prager Tagblatt*, den *Montag*, die *Selbstwehr* und viele andere Organe –, er war auch einer der profiliertesten Köpfe der zionistischen Bewegung. Künstlerisch (und politisch zugleich) war er besonders 1935 hervorgetreten: *Herren der Welt. Zeitstück in drei Akten* heißt ein Drama, das im Mai des Jahres zum Repertoire der Jüdischen Kammertheater in Prag gehörte. Im Mittelpunkt des Stückes steht der erfolgreiche Ingenieur Dr. Walter Bergmann, ein patriotisch denkender deutscher Jude. Mit bis dahin seltener Schärfe vermag Singer zu zeigen, daß das Nazi-Regime, das zu dieser Zeit gerade zwei Jahre an der Macht war, die deutschen Juden in den Untergang führen wird. Dabei sind es vor allem die Äußerungen Roberts, jener Figur, die sich im Stück selbst als Propheten bezeichnet, die den heutigen Leser erschrecken. Klar vermag er seinem Bruder Walter vor Augen zu führen, was die Nazis mit den Juden vorhaben: „Wir sind ja auf dem Aussterbeat“, sagt er zum Beispiel. Manche seiner Aussagen sind durch die geschichtlichen Ereignisse von uneigentlicher Rede zu eigentlicher geworden – so etwa Roberts Beschreibung der „vergasteten Luft“ des antisemitischen Hasses, in der er nicht mehr zu leben vermag. Das kurze Stück führt eindrucksvoll den aussichtslosen Kampf eines jüdischen Patrioten vor, der verzweifelt um Anerkennung in seinem Land kämpft, dem

er nicht nur als Frontsoldat im Ersten Weltkrieg, sondern danach vor allem als Ingenieur in der Rüstungswirtschaft (sic!) gedient hat und das ihn „dafür“ nun zum „Volksschädling“ erklärt. Das Drama endet mit einer versöhnlichen und geradezu plumpen Szene, wie der Autor in seinem Nachwort selbst konzediert. Doch Singer macht deutlich, wie sehr dieser Schluß mit der Verhaftung der Nazi-Schergen nur ein unerfüllbarer Traum ist, der sich gerade in der Schlichtheit und Komik dieser abschließenden Maskerade als solcher entlarvt.

Das Stück hatte großen Erfolg in Prag, aber auch weit darüber hinaus. In Wien etwa schrieb Oskar Rosenfeld, der Jahre später mit Singer in der Statistischen Abteilung des Judenältesten in Lodz zusammenarbeiten sollte: „Das Martyrium des jüdischen Menschen im heutigen Deutschland wird als Zeuge sinnloser Barbarei aufgerufen. Man soll die ‚Herren der Welt‘ spielen. Sie sind echt in der Leidenschaft und auch architektonisch gelungen.“

Außerdem kam es zu handfesten politischen Reaktionen: Die deutsche Gesandtschaft in Prag protestierte gegen das Drama, so daß es vom Spielplan genommen werden mußte. W. Sternfeld, der 1946 als erster über Oskar Singers Schicksal berichtete, verweist auf zwei damals aktuelle Hintergründe, die das Stück besonders brisant werden ließen: Im Februar 1935 war der Nachrichteningenieur Rudolf Formis, der in Prag einen Propagandasender für Otto Straßers „Schwarze Front“ betrieb, von einem SD-Mordkommando getötet worden. Und nur einen Monat später wurde der bekannte Journalist und Friedensaktivist Berthold Jacob von Basel aus ins Reich entführt. Die Angst vor solchen Aktionen der Nazis griff um sich im europäischen Exil – und Singer thematisierte sie auf der Bühne.

Walter Tschuppik, der Herausgeber des *Montag* (1935-1939), bezeichnete das Drama in seinem Vorwort als ein „Barometer“, das „auf Sturm, auf nahen Blitz und

Donner“ zeige. Mit Tschuppik verband Singer eine freundschaftliche Beziehung. Prof. John M. Steiner, dessen Onkel Viktor Glaube Singers Vermieter in Roztoky (bei Prag) war, erinnert sich, daß Singer Tschuppik kurz nach der Besetzung der Tschechoslowakei zusammen mit Steiners Verwandten zur Flucht verhalf. Steiner lernte Singer 1938 als 13jähriger kennen. Seine Erinnerungen sind überaus positiv: „Oskar Singer war sehr gebildet, kultiviert, zivilisiert und hatte sehr angenehme Umgangsformen. [...] Ich war bei Singers oft über das Wochenende oder sogar länger, weil ich mich mit seiner Tochter Ilse gut verstanden habe. Dr. Singer war immer bereit, sich mit mir zu unterhalten, über Politik und andere aktuelle Fragen, [er] hat für Kinder meines Alters [viel] Verständnis gehabt.“

Nach Steiners Erinnerungen interessierte sich Singer stets mehr für die kulturelle Seite des Judentums als für die religiöse. Trotz der Bedrohung blieb er in Prag – und übernahm in schwerer Stunde Verantwortung. 1939 wurde er Chefredakteur des *Jüdischen Nachrichtenblatts*, dem Organ der Jüdischen Kultusgemeinde und der zionistischen Organisation in Prag. In seinen Artikeln propagierte Singer immer wieder die Auswanderung nach Palästina, um dort einen neuen jüdischen Staat zu gründen. Er unterstützte die Bemühungen des Palästina-Büros, das unter der Leitung von Jakob Edelstein stand und bis 1939 etwa 19 000 Juden die legale oder illegale Emigration ermöglichte. Singer sah in der sich zuspitzenden Krise in Europa eine zweite Chance, wo nach der sogenannten Balfour-Deklaration „das Judentum ein Tempo [hätte] anschlagen müssen, das es leider erst heute gelernt hat.“ Er folgerte: „Es ist eine schwere Prüfung – aber hoffentlich eine Reifeprüfung. Denn es geht hier um den Beweis von kollektiver Intelligenz als Voraussetzung kollektiver Kraft. Diese Wanderung hat ein endgültiges Ziel: Heimat, Vaterland. Sie hat auch ein ethisches Ziel: Wiedergeburt der Würde. Es hat einen Sinn,

das Letzte herzugeben. Wirst Du, Volk, deine Chance wieder verpassen?“

Zum Chanukkah-Fest 1940 erschien der letzte mit Kürzel gezeichnete Artikel Singers im *Jüdischen Nachrichtenblatt*. Er träumte – angesichts der in Prag zum Fest angezündeten kleinen Lichter – von einem Chanukkah in Palästina: „Die Phantasie hat ein leichtes Spiel. Wohl sind es noch nicht Millionen, aber schon viele Tausende, die auf dem heiligen Boden des Wunders, just dort, wo es geschah, ihre Lichtlein mit Fröhlichkeit verbinden. Für sie ist es nicht mehr ‚Tradition‘ der Diaspora. Wie jedes jüdische Fest, atmet auch dieses den Odem des Lebens, in ihm ist dort der so lange zerrissene Faden wieder geknüpft, und [der] auf der heimatlichen Scholle geborene Mensch merkt nicht mehr den Knoten.“

Für Singer, seine Frau Margarethe und seine Kinder Ilse und Erwin endet dieser Traum jäh am 26. Oktober 1941 mit der Deportation nach Lodz. Es war die Arbeit für das *Jüdische Nachrichtenblatt*, die „die direkte Ursache seiner Deportation“ wurde, wie Sternfeld berichtet: „Ein Brief, den ein zur Abschiebung nach dem Osten bestimmter Jude aus dem Sammellager im Prager Messepalast an den Chefredakteur Singer richtete und der bittere Beschwerden über die Behandlung durch die SS enthielt, wurde von der Gestapo abgefangen. Singer erhielt eine Vorladung, wurde zwar wieder freigelassen, aber wenige Tage darauf selbst nach Litzmannstadt deportiert.“

Oskar Singer und die Statistische Abteilung

Anders als andere Deportierte aus dem Westen wurden die Singers rasch, am 13. November 1941, im Getto in eine Wohnung eingewiesen. Zwei Zimmer und eine Küche standen in der Alexanderhofstraße 47 den acht Bewohnern zur Verfügung. Es herrschte qualvolle Enge, doch im Vergleich mit den in den Schulgebäuden untergebrachten anderen „Westjuden“ hatten es die

Singers erträglicher. Oskar Singer fand relativ schnell Anstellung in der Statistischen Abteilung des Judenältesten. Die Aufgabe dieser Abteilung war es, Quellen bereitzustellen „für zukünftige Gelehrte, die das Leben einer Jüdischen Gemeinschaft in einer ihrer schwersten Zeiten studieren“, wie es Henryk Neftalin, der Gründer des Archivs, formulierte. Mehr noch: Eine „Schatzkammer für zukünftige Historiker“ sollte sie sein – so der erste Direktor der Abteilung, Jozef Klementynowski. In ihren Zielen ähnelte die Statistische Abteilung durchaus jenen der Oneg Schabbat-Gruppe um Emanuel Ringelblum im Warschauer Getto – allerdings mit einem entscheidenden Unterschied: Die Mitarbeiter der Statistischen Abteilung in Lodz waren anders als die Warschauer Archivare ganz offiziell „Beamte“ der scheinbaren jüdischen Selbstverwaltung und damit auch deren Sicht der Dinge weitgehend verpflichtet.

Besonders die ab dem 12. Januar 1941 täglich erstellte Getto-Chronik diente den skizzierten Zielen. Julian Cukier wurde der erste Leiter des Projektes. Unter der Ägide des unter dem Pseudonym Stanislaw Cerski in Polen populären „Republika“-Journalisten wurden Tag für

Tag Bevölkerungsstand, Versorgungslage, Wetter und vieles mehr in polnischer Sprache notiert – ob mit Wissen der deutschen Gettoverwaltung ist nicht mehr ganz klar. Lucille Eichengreen berichtet von der ständigen Angst, die Deutschen könnten zu Kontrollen kommen und die erstellten Texte lesen. Sie ist überzeugt, daß zumindest Biebow, der Leiter der deutschen Administrative, von dem Projekt wußte. „Durch seine Spitzel war er bestens über alles informiert“, erinnert sie sich. Auch Rumkowski nahm Einfluß und kontrollierte nicht selten die Texte – die deutschen Passagen ließ er sich übersetzen.

Cukier, der erste Leiter, wurde wie viele andere ernsthaft krank: Die ständige Unterernährung, die Kälte und die hygienischen Bedingungen setzten ihm derart zu, daß er aufhören mußte zu arbeiten. Die Chronik wurde nunmehr vier Monate lang in deutscher und polnischer Sprache weitergeführt. Dr. Oskar Singer übernahm zunächst kommissarisch, schließlich endgültig die Leitung der Abteilung. Unter seinem Einfluß wurden die Texte feuilletonistischer, zu den rein statistischen Angaben traten immer mehr kurze Skizzen, der „Kleine

Getto-Spiegel“ wurde als wiederkehrende Rubrik etabliert, ebenso die Kolumne „Man hört, man spricht“.

Singer selbst wurde zum Hauptautor der Chronik, unermüdlich war er im Getto unterwegs, recherchierte, führte Gespräche. „Er war, wie man sich einen Journalisten vorstellt. Ein wenig rastlos, immer auf der Suche nach Neuigkeiten und Informanten“, erinnert sich seine ehemalige Sekretärin. Dieser, im eigentlichen Sinne des Wortes, merkwürdige Reporter schrieb aber zu Anfang seiner Tätigkeit nicht nur für die Chronik, seine frühen Reportagen und Essays fanden sogar nur selten und vermittelt Eingang in die polnische Version. Und doch gehören sie in den Umkreis des Projektes. „Man kann die Tätigkeit des Archivs vergleichen mit der Arbeit einer Zeitungsredaktion – nur daß niemand wußte, ob und wann diese ‚Zeitung‘ irgend jemand liest“, so Lucille Eichengreen.

Die Abteilung ging ihren Aufgaben bis Ende Juli 1944 nach – ihre genaue Rolle muß natürlich insgesamt im Kontext der Gettogeschichte evaluiert werden. Mit dem 211. Eintrag des Jahres 1944 endete die Chronik und die Arbeit des Archivs. Die Liquidierung des Gettos und die Deportation aller Menschen war beschlossene Sache. Im August wurde auch die Familie Singer nach Auschwitz verschleppt. Lucille Eichengreen war im selben Waggon: Sie sah Oskar Singer kurz nach dem Aussteigen in Birkenau zum letzten Mal – er wurde nur wenig später umgebracht. Auch seinen Sohn Erwin verlor sie dort aus den Augen; er jedoch überlebte wie die Tochter Ilse, mit der Lucille auch im Lager noch zusammen war. Margarethe Singer verstarb in Bergen-Belsen – an ihrer Seite Ilse und deren Freundin Lucille Eichengreen – wenige Tage nach der Befreiung an Typhus. •



In der Teppichweberei

Schreiben im Angesicht des Todes

Einige Bemerkungen zur Sprache Oskar Singers

Von Jörg Riecke

Auf welche Art und Weise kann über das eigentlich doch unsagbare Grauen des Lebens hinter den Drähten des Lodzer Gettos berichtet werden? Was für eine Sprache steht den Autorinnen und Autoren der „Statistischen Abteilung“ für ihre Schreibversuche zur Verfügung? Was sind das überhaupt für Texte, die von den Opfern des Nationalsozialismus im Angesicht des Todes verfaßt werden – in einem der zahlreichen Gettos, in einem Konzentrationslager, in einem Versteck, auf der Flucht?

Die sprachwissenschaftliche Forschung hat auf diese Fragen bisher noch wenige Antworten gefunden. Das liegt zum Teil sicher daran, daß über die wichtige Beschäftigung mit der „Sprache des Nationalsozialismus“ als dem Sprachgebrauch der NSDAP seit etwa 1920 und der „Sprache im Nationalsozialismus“ als Sprache der NSDAP plus den verschiedenen anderen Traditionen politischer Sprache, die zwischen 1933 und 1945 im Deutschen Reich wirksam waren, die Sprache der Opfer des Nationalsozialismus bisher deutlich zu kurz gekommen ist. Es mag aber nicht zuletzt auch darin begründet sein, daß bis heute ein großer Teil der zwischen 1933 und 1945 geschriebenen Texte der Opfer nicht veröffentlicht ist. Für das Lodzer Getto ist das sehr deutlich: Erst mit den nun vorliegenden „Reportagen“

Oskar Singers und der Edition der „Lodzer Getto-Chronik“ gibt es, ergänzt durch die bereits publizierten Tagebücher Oskar Rosenfelds und einiger weniger ähnlicher Aufzeichnungen aus dem Getto Lodz, eine Textgrundlage, die uns über die Möglichkeiten des Schreibens im Getto, im Angesicht des Todes, Aufschlüsse geben kann.

Es ist gewiß kein Zufall, daß solche Texte gerade im Lodzer Getto besonders zahlreich entstanden sind. Der unaufhörliche Hunger, tödliche Krankheiten, Hinrichtungen, willkürliche Ermordung, Deportation und das ungewisse Schicksal überhaupt machten den Tod zum ständigen Begleiter aller Bewohner des Gettos – und forderte geradezu schriftliche Bewältigungen. Es ist schwer vorstellbar, daß diese Bedingungen ohne Einfluß auf das Verfassen von Texten geblieben sind. Die Beschäftigung mit der Sprache dieser Texte lebt heute von der Hoffnung, auf diese Weise auch etwas Grundsätzliches über die Leiden der Opfer und die Mechanismen des Terrors zum Ausdruck bringen zu können.

Während es unter dem Stichwort „Sprache der Opfer des Nationalsozialismus“ bei der Untersuchung der Sprache in den Konzentrationslagern in erster Linie um die Rekonstruktion des mündlichen Sprachgebrauchs geht, bringen die äußerlich noch ansatzweise „normalen“ Lebensbedingungen des

Gettos besondere Formen des schriftlichen Sprachgebrauchs zum Vorschein.

Aus Lodz sind uns bisher drei Textgruppen bekannt:

- die umfangreiche Getto-Chronik der Statistischen Abteilung,
- die Tagebuchaufzeichnungen Oskar Rosenfelds (und wenige ähnliche Aufzeichnungen),
- Essays und Reportagen aus dem Umfeld der Getto-Chronik.

Die Getto-Chronik und Oskar Rosenfelds Tagebücher markieren zwei extreme Möglichkeiten der sprachlichen Verarbeitung der Getto-Erlebnisse. Die Tagebücher sind ein einzigartiger Versuch, die Zerstörung einer Persönlichkeit nicht nur inhaltlich, sondern auch sprachlich zu dokumentieren. Sie treten uns in einer Sprache entgegen, die syntaktische und morphologische Regeln weitgehend hinter sich läßt. Wort- und Satzketten erzeugen eine Trümmerlandschaft, die den Alltag des Gettos abzubilden vermag. Das Lesen und vermutlich auch das Schreiben dieser Aufzeichnungen wird aber früher oder später unerträglich. Die Suche nach der unmittelbaren Darstellung des Grauens muß in letzter Konsequenz zum völligen Verlust der Grammatik, ja der Sprache selbst führen. Obwohl Oskar Rosenfeld der Versuch der Abbildung des Getto-Terrors durch die Sprache gelingt, kann er sein Ziel letztlich



Kinder bei der Zwangsarbeit im Mützen-Ressort

doch nicht erreichen. Die nackte Wahrheit des Gettos bleibt unverdaulich, nicht vermittelbar. Ein Dialog mit der Nachwelt wird nur durch bestimmte literarisch-stilistische Bearbeitungsprozeduren erst möglich.

Die Getto-Chronik, zu deren wichtigsten Autoren ja auch Oskar Rosenfeld und Oskar Singer zählen, beschreitet aus verschiedenen Gründen einen anderen Weg. Die reine Wiedergabe der Statistik des Alltags, wie es vielleicht die Aufgabe einer „Statistischen Abteilung“ gewesen wäre, lassen Rosenfeld und Singer, nachdem Singer die Leitung des Chronik-Projekts übernommen hatte, rasch hinter sich. Um die statistischen Mitteilungen herum gruppieren sich ganz andere, literarisch gefärbte, ja manchmal humoristische Texte. So wird es zum eigentlich charakteristischen Merkmal der Chronik, daß hier im Angesicht des nationalsozialistischen Terrors ein geradezu leichtes und luzides Deutsch geschrieben wird, das sich mal am Stilideal der deutschen Klassik, mal am Ton des eleganten Feuilletons und mal an der Shtetl-Literatur zu orientieren scheint. Die Sprache der Chronik – insbesondere in den Rubriken „Getto-Humor“, „Man hört,

man spricht“ oder „Kleiner Getto-Spiegel“ steht damit im krassen Gegensatz zur äußeren Lage im Getto und auch zu der Sprache, die die Nationalsozialisten in ihren Befehlen und Bekanntmachungen im Getto verlauten lassen. Die Sprache der Getto-Chronik wird damit geradezu zu einer Sondersprache, mit deren Hilfe die Autoren versuchen, in einer völlig aus den Fugen geratenen Welt noch einen Rest von Normalität und Humanität aufrechtzuerhalten. Die Literarisierung scheint hier der einzig gangbare

Weg, der Wirklichkeit gegenüberzutreten.

Zum Sprachgebrauch Oskar Singers

Die Reportagen und Essays Oskar Singers, die nicht Aufnahme in die Chronik fanden, stehen zwischen diesen beiden extremen Textgruppen. Der Journalist Oskar Singer schreibt auch im Getto journalistische Texte. Er tut dies in einer Sprache, wie er sie auch in seinem früheren Leben in Prag verwendet



Blick in eine der sogenannten „Kräftigungsküchen“



Jörg Riecke, Jahrgang 1960, Studium der Germanistik und Geschichte in Marburg und Regensburg, von 1990 bis 1992 als Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Lehrbeauftragter am Institut für Germanistik und als Lehrbeauftragter am Institut für Deutsch als Fremdsprache an der Universität Regensburg. 1992: Promotion mit einer Dissertation über „Die schwachen *jan*-Verben des Althochdeutschen“. 1993/94 war er als Gastdozent am Institut für Germanistik und Nordistik an der Masaryk-Universität in Brunn tätig. Von 1994 bis 1999 war er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Sprache und mittelalterliche Literatur der Universität Gießen und Mitarbeiter im „Hessischen Flurnamenarchiv“. Seit 1999 ist er Wissenschaftlicher Assistent. Seine Arbeitsschwerpunkte: Ältere und neuere Sprachgeschichte des Deutschen. Dr. Riecke war Koordinator der vom DAAD geförderten Institutspartnerschaft zwischen den germanistischen Instituten der Universitäten Lodz, Polen, und Gießen.

hat. Auf den ersten Blick ist daher Oskar Singers Sprachgebrauch weniger aufregend als die Texte Rosenfelds oder der Getto-Chronik. Als Autor der Essays und Reportagen unterscheidet er sich von ihnen besonders dadurch, daß er hier nicht den Anspruch erhebt, das Grauen eben auch sprachlich abzubilden. Im Vordergrund steht stets die Sache und ihre exakte, „objektive“ Beschreibung. Die Konstruktion von Normalität im Getto-Alltag, die allein eine Perspektive auf ein Leben danach zu bieten scheint, geschieht bei Singer einfach auf die Weise, daß er die Sprache der Vorkriegszeit auch im Getto ungebrochen weiter verwendet. Und auf diese Weise, gerade durch ihre sprachliche Normalität, werden die Texte auch in sprachlicher Hinsicht wieder zu etwas ganz Besonderem, zu Zeugen aus einer untergegangenen Welt.

Oskar Singer schreibt das Deutsch des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts, das „Weimarer Deutsch“. Allerdings handelt es sich um eine spezielle Variante, nämlich um das seit jeher süddeutsch-österreichisch geprägte „Prager Deutsch“ der deutschen, vielfach zweisprachigen Prager Intelligenz. Und er bewegt sich auf hohem stilistischem Niveau.

Seine Sprache ist reich an Fremdwörtern, lateinischen und französischen Zitaten, literarischen Anspielungen und Metaphern. Doch damit nicht genug. Auch bei der Beschreibung von Produktionsvorgängen im Getto, bei Szenen aus der „Getto-Landwirtschaft“ oder bei der Schilderung der bürokratischen Strukturen innerhalb der „Getto-Selbstverwaltung“ fließt ein scheinbar unerschöpflicher Vorrat an präzisen fachsprachlichen Bezeichnungen in die Darstellung ein. Stets stehen ihm die passenden Wörter zur Verfügung. Viele von ihnen sind heute unbekannt oder veraltet,

damals waren sie es nicht. Eine Reihe von Anglizismen, die sich in der ersten Jahrhunderthälfte ihren Platz im Deutschen erst zu erobern begannen, zeugen vielmehr von der Modernität des Singerschen Sprachgebrauchs. Gleichzeitig gehören dazu Hebräisches und Jiddisches – und eine nicht eben kleine Anzahl von Formulierungen, die dem heutigen Leser zwar verständlich, aber dennoch etwas ungewöhnlich erscheinen mögen, erweisen sich als wörtliche Übersetzungen aus dem Prager Tschechischen. Diese Interferenzen sind ein lebendiger Bestandteil des Prager Deutsch und zeugen von der gemeinsamen Entwicklung beider Sprachen und Kulturen über viele Jahrhunderte hinweg.

Der Aufenthalt im Getto, in der polnisch- und jiddischsprachigen Umgebung der „Alten“, der Lodzer Juden, hat Oskar Singers Sprache dagegen nicht verändert. Die wenigen polnischen oder aus dem Polnischen entlehnten Bezeichnungen bleiben ganz an der Oberfläche. Verändert haben sich aber die Bedingungen, unter denen Oskar Singer schreiben darf. Die Texte sollten einerseits Zeugnis ablegen für die Nachwelt, sie können aber auch jederzeit vom deutschen Gettoverwalter Biebow oder vom „Judenältesten“ Rumkowski eingesehen und kontrolliert werden. Das erfordert ein gewisses Maß an Vorsicht. Besonders bei den Arbeiten für das „Album für den Präses“, deren Veröffentlichung Oskar Singer heute vielleicht mit gemischten Gefühlen entgegensehen würde, macht sich der Zwang deutlich bemerkbar, für das Überleben im Getto noch Kompromisse eingehen zu müssen. Aber auch hier hat Oskar Singer vorgesorgt: Denn was im ersten Moment als übersteigerte Huldigung an den Präses und seine Verdienste erscheint und von dem nicht sonderlich gebildeten Rum-

kowski sicherlich auch so gelesen worden sein dürfte, erweist sich beim zweiten Hinsehen in seiner Übersteigerung als blanke Ironie.

Unterzieht man Oskar Singers Sprachgebrauch in den Essays und Reportagen einer zusammenfassenden Betrachtung, so überwiegt – abgesehen von der Bewunderung für das hohe stilistische Niveau – das Erstaunen darüber, daß eine verblüffend hohe Zahl von Wörtern aus allen beschriebenen Lebensbereichen seit der Niederschrift untergegangen ist oder zumindest doch ihre Bedeutung entscheidend verändert hat.

Es treten nun aber noch eine Reihe weiterer Wörter hinzu, die dem heutigen Leser zwar keine unmittelbaren Verständnisschwierigkeiten bereiten, deren Verwendung durch Oskar Singer jedoch auf den ersten Blick befremdlich wirkt. Wenn Singer vom „Menschenmaterial“ spricht, vom „jüdischen Element“, vom „Organismus des ansässigen Judentums“ und seiner Position zum „Wirtsvolk“ oder den „jüdischen Organismen aus dem Osten“, die den „jüdischen Organismus völkisch gestärkt“ hätten, dann bedient er sich hier einer Sprache, die aus heutiger Perspektive nicht die Sprache der Opfer, sondern vielmehr gerade den Sprachgebrauch des „Unmenschen“ selbst widerspiegelt. Es ist aber das Gegenteil der Fall. Indem Oskar Singer sich weigert, diesen durch nationalsozialistische Propaganda und Terror veränderten Sprachgebrauch zu akzeptieren oder auch nur zu kommentieren und vielmehr darauf beharrt, die Wörter weiterhin so zu verwenden, wie sie in den 20er Jahren noch ganz unideologisch verwendet werden konnten – die Wortgeschichte des zuerst positiv besetzten „Menschenmaterials“ mag dafür als Beispiel dienen – nimmt er eine Diskussion vorweg, welche in der Nachkriegszeit am Beispiel des Wörterbuchs des Unmenschen



Herstellung von Filzschuhen

erst noch mühsam und schmerzlich geführt werden sollte. Denn nicht die Wörter sind „böse“, sondern diejenigen, die sie verwenden. Nicht die Wortbedeutungen sind „nationalsozialistisch“, sondern allenfalls die Kontexte, in denen sie gebraucht werden. „Menschenmaterial“, „Element“, „Organismus“ oder „Injektion“ sind für Singer zuallererst Bestandteile des naturwissenschaftlichen Aufbruchs der Eliten des beginnenden 20. Jahrhunderts. Sie stehen hier als Bilder für die Rationalität der Moderne. Wenn Singer diese Wörter verwendet, obwohl sie vielleicht 1942 auch schon im von der Außenwelt abgeschlossenen Lodzer Getto mehrdeutig waren, so zeugt das einmal mehr von seiner fast trotzigsten Weigerung, den Nationalsozialisten einen Einfluß auf die eigene Kultur und Sprache zugestehen zu wollen. Wenn wir heute mit guten Gründen anders formulieren und nicht länger von „Menschenmaterial“ und „jüdischen Elementen“ sprechen, so geschieht dies aus dem Wissen um den Holocaust.

Holocaust und Sprachwandel

Das Wissen um den Holocaust und der Holocaust selbst haben auch die deutsche Sprache verändert, und zwar nachhaltiger als dies bisher in der Forschung eingeräumt wurde. So wie auch in den vergangenen Jahrhunderten stets Kriege und demographische Katastrophen am Beginn eines neuen Abschnittes der Sprachgeschichte des Deutschen gestanden haben, so gilt dies auch für die Zeit des Nationalsozialismus. Während das frühmittelalterliche Deutsch aus den Wirren der Völkerwanderungszeit hervorgeht, wird das Ende der Epoche des spätmittelalterlichen Deutsch um 1350 durch den Ausbruch der Pest, das Ende der frühneuzeitlichen, frühneuhochdeutschen Zeit um 1650 durch den 30jährigen Krieg markiert. Um 1950 geht dann, nach Krieg, Flucht und Vertreibung – mit einem weiteren 300-Jahres-Schritt – auch die nächste Epoche der deutschen Sprachgeschichte zu Ende. Wir Heutigen können sie als „mittleres Neuhoch-

deutsch“ bezeichnen. Der Untergang dieser Sprache, an deren Stelle inzwischen ein durch Amerikanismen und Neue Medien neu geprägtes „Spätneuhochdeutsch“ der Gegenwart getreten ist, ist nicht zuletzt auch ein Resultat des Holocaust. Dies kommt in Textsorten, wie Essays und Reportagen, deutlicher als anderswo zum Ausdruck. Die Standard-Norm des „mittleren Neuhochdeutschen“ ist mit Oskar Singer und vielen Tausend anderen umfassend gebildeten Frauen und Männern untergegangen. In ihren Texten aber lebt sie weiter. •

JUSTUS-LIEBIG-
UNIVERSITÄT
GIESSEN

Dr. Jörg Riecke

Institut für deutsche Sprache
und mittelalterliche Literatur
Otto-Behaghel-Strasse 10 B
35394 Gießen
Tel.: 0641/99-29035, Fax: 0641/99-29049
E-mail: Joerg.Riecke@germanistik.uni-giessen.de